Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 24

Artikel: Das Wunderkind
Autor: Ninck, J.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-672762

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Wunderkind.

Bei einer Abendgesellschaft in einem Bürgerhause in Winterthur lernte ich vor einigen Jahren ein Wunderkind kennen.

Der Bruder des Hausherrn, Geigenkünstler und Künstlerlehrer in Budapest, war aus der fernen ungarischen Hauptstadt zu Besuch gekommen und wollte uns an diesem Abend mit seinem Spiel erfreuen. Mit aufrichtigem Vergnügen sah ich sein Gesicht mit dem gemütvollen Auge und dem mächtig aufstehenden Haare wieder und schüttelte ihm die Hand.

Aber unmittelbar hinter ihm, als wären sie sein Schatten, tauchten zwei ungarische Gestalten auf, beide fast zwergenhaft klein, bleich, dunkeläugig, schwarzlockig. Es war das Wunderkind, das mir mit seinem ungarischen Vornamen Pischta vorgestellt wurde, und seine junge Mutter.

Er zählte elf Lenze und schien ein äußerst waches, bewegliches Bürschchen zu sein. Gekleidet war er ungefähr wie der kleine Mozart vor hundertfünfzig Jahren; ein reizender schwarzer Samtrock mit feinem Spitzenjabot und zierlichen Rüschen an den Ärmeln zog die Blicke zunächst auf sich, die dann über die stilvollen Kniehosen und Seidenstrümpfe bis zu den silberglitzernden Schnallenschuhen herunterglitten, um alsbald wieder zu dem geweckten Auge des Knaben, seinem kleinen lebhaften Mund, seinen bleichen Wangen und seinen auf die Schultern herabwogenden, nach innen gerollten Locken zurückzukehren. Pischta machte eine gewandte tiefe Verbeugung und gab mir seine Hand, deren Größe mir auffiel.

Auch sein Kopf war ungewöhnlich groß, wohl kaum kleiner als der seiner Mutter. Sie hatte dieselben klugen Augen und lebendig teilnehmenden Züge wie der Sohn, nur alles noch schärfer geschnitten, von Kampf und Kummer zeugend.

Nach einer kurzen Jugend an der Seite reicher, hochgebildeter Eltern hatte sie sich einem Manne vermählt, der in kurzer Zeit sein ganzes Vermögen verspielte und sich davonmachte, sie mit ihrem einzigen Söhnchen ohne einen Heller auf den Trümmern ihres Glückes zurücklassend.

Die kleine Frau verzagte nicht. Gelernt hatte sie in ihrem früheren Reichtum nichts, das sie zum Broterwerb befähigte; aber es war noch nicht zu spät. Mit rascher Entschlossenheit begab sie sich in ein großes Modegeschäft, studierte Tag und Nacht den Schnitt, den Faltenwurf, die neuesten, gefälligsten Formen und Verzierungen und schwang sich in kurzer Frist zur Leiterin eines solchen Geschäftes auf, die mit sicherer Hand die schwierigsten Aufgaben einer vornehmen Bekleidung löst und damit sich und ihrem heranwachsenden Knaben den Unterhalt verschafft.

War das Leben in der buntbewegten Heimatstadt an sich schon teuer, so sollte der Knabe noch besondere Anforderungen an sie stellen. Es zeigte sich früh, daß er, wie so mancher seines Stammes, außergewöhnlich begabt für Musik war. Er nahm die Geige zur Hand, ehe er sie mit den Fingern recht fassen konnte. Mit sechs Jahren mußte die Mutter ihn bereits einem tüchtigen Violinlehrer in die Schule geben, bei dem er täglich Unterricht hatte. Von da an übte er alle Tage fünf Stunden auf der Geige, und das neben der gewohnten Ausbildung im Lesen, Schreiben, Rechnen, in Sprachen und andern Fächern, die natürlich nicht vernachlässigt werden durften.

Später stürzte sich der kleine tönehungrige Mann daneben auch noch auf das Klavier. Unter Anleitung eines geschickten Lehrers war er in einem halben Jahre imstande, ein schweres Bachsches Präludium mit Fuge zu spielen, und übte hinfort täglich zwei bis drei Stunden auf dem Piano wie zur Erholung zwischen dem anstrengenden fünfstündigen Geigenspiel.

Ich brauche nicht zu sagen, daß Pischta die einzige Sorge und Freude, die große Hoffnung und der ganze Stolz seiner Mutter war. Mit welcher Spannung und Genugtuung ruhten ihre Blicke immer wieder auf seiner Gestalt, ihre Hände auf seiner Schulter, ihre Gedanken auf seiner Zukunft.

Zuerst an diesem Abend spielte natürlich der Lehrer Pischtas, der große Virtuose, der sich längst einen ersten Platz in unseren Herzen erobert hatte. Als er die herrliche Brahms-Sonate in A-Dur auf seiner unvergleichlichen Stradivari vortrug, da wurden die atemlos rings Lauschenden von der Erde gen Himmel getragen. Es folgte das sogenannte Geistertrio von Beethoven, bei dem wieder sein einzig schwungvolles Geigenspiel das Cello und das Piano anführte und mit fortriß. Um die Spannung der Zuhörer zu erhöhen, wurde noch ein Satz für Cello aus

einem Dvorschak-Konzert und eine glänzende Rhapsodie von Chopin für Piano eingeschoben.

So war es halb elf Uhr geworden, als Pischta seine Geige holte. Bis dahin hatte er neben dem Klavier gestanden und dem angespannt dahineilenden Spieler die Notenblätter umgeschlagen. Jetzt sollte er selber zeigen, was er konnte. Die Mutter strich ihm seine Locken und sein zierliches Jabot zurecht, während er seine große italienische Violine stimmte.

Dann trat er mitten auf den weiten orientalischen Teppich des Zimmers und spielte, natürlich ohne Noten, eine Polonaise von Vieuxtemps. Er spielte sie mit staunenswerter technischer Sicherheit und Beherrschung; selbst die obersten Töne und gewagten hohen Tonfolgen kamen klar und fein, wenn auch nicht sehr voll und stark heraus. Die mittleren und unteren Lagen aber offenbarten einen wunderbar breiten und edlen Strich. Der kleine Künstler entfaltete ein immer größeres Feuer. Unsere Augen hingen an seinen Zauberfingern, während das Ohr die ihnen entquellenden reinen Perlentöne entzückt verschlang. Noch schöner kam das junge Talent zur Geltung bei der „Erinnerung an Moskau", von Wienawski, der die Melodie des bekannten russischen Volksliedes zugrunde lag: Näh nicht, liebes Mütterlein. Hier floß die ganze Seele des ungarischen Knaben in die schmelzenden Töne. Der süße Gesang seiner weichen Geige gestaltete sich zur ergreifenden Klage und schmeichelte sich ins innerste Herz hinein. Niemand unter uns hatte von einem elfjährigen Knaben je etwas Ähnliches gehört.

Die Mutter trat zu ihm und wischte ihm den Schweiß von der Stirne und rings von dem zarten weißen Halse. Dann brachte sie ihm eine große Schale voll Erdbeeren und Baumkuchen, welche die Hausfrau längst für ihn bereitgestellt hatte.

Während er es sich schmecken ließ, erzählte uns sein Lehrer, daß er in Budapest zehn hervorragend begabte und geförderte Geigenschüler habe, aber keinen so jungen und außerordentlichen wie Pischta. „In anderthalb Jahren", sagte er, „wird er nichts mehr zu lernen haben; dann wird er seine Rundreise antreten, und in drei weiteren Jahren wird er eine halbe Million für seine Mutter verdienen, so daß sie sich zusammen ein Haus bauen und gesichert leben können. Natürlich wird sie ihn auf allen seinen Kunstreisen, auf seinem Siegeszuge durch Europa und vielleicht Amerika mütterlich schützend und innig teilnehmend, ratgebend begleiten."

„Darf ich mir die Frage erlauben", warf ich ein, „was für Freuden der Knabe neben der Musik noch hat? Ein Kind will doch sozusagen auch spielen, und zwar nicht bloß auf den Saiten der Geige und des Klaviers."

„Seine Zeit ist," so wurde mir zur Antwort, „vom Studium seiner Kunst und von seiner allgemeinen Ausbildung völlig ausgefüllt. Er ist weiter als die meisten andern Knaben, er denkt tiefer und weiß jede Stunde zu benützen."

„Aber was liest er wohl für Bücher? Hat er Freude am Robinson, der ja auch ins Ungarische übersetzt ist?"

„Seine liebsten Bücher sind augenblicklich Shakespeare und Goethe", erwiderte sein Lehrer. Goethes Faust trägt er immer in der Tasche. Sein Geschmack ist außerordentlich gereift. Nur mit Mühe habe ich ihn dazu gebracht, daß er auch einige der unterhaltenden Erzählungen von Jules Verne zur Hand genommen hat."

„Armer Pischta!" dachte ich bei mir, „du hast keine Jugend! Dein Spiel — vollzieht sich fünf Stunden täglich auf der Geige und zwei Stunden auf dem Klavier. Deine Unterhaltung sind — die tiefsinnigsten und höchstfliegenden Dichter der Menschheit. Dein junges Leben ist Arbeit und Mühe, rastloses Streben und Schaffen ohne Frohsinn und Jugendübermut. Für Streiche und lustige Unternehmungen bleibt in deiner Kindheit nicht viel Raum.

Aber es mag sein, daß die Welt einst von dir reden wird, und daß wir alle deinen schwierigen vollen ungarischen Namen noch einmal aussprechen lernen, weil alle Zeitungen davon voll sind. Du opferst dich für die Menschheit. So wollen wir wenigstens das von dir lernen: die Gabe, die wir haben, zu benützen und unser Ziel unverwandt im Auge zu behalten, es rastlos zu verfolgen, endlich es sieghaft, wenn auch viel langsamer als du, zu erreichen!"

So sagte ich mir damals. Und heute kann ich nur mit verdoppelter Wehmut an den kleinen Künstler zurückdenken. Pischta Patosch ist nicht mehr. Er sollte nicht über die Jugend hinausgelangen, die für ihn keine Jugend war.

Wirklich hat er, wie es sein Lehrer vorausgesagt, eine Rundreise durch Europa angetreten, in einem Alter, in dem viele Knaben noch kaum wissen, was sie werden wollen. In einer Reihe von Städten hat er, von seiner treuen Mutter

fürsorglich geleitet, glänzende Konzerte gegeben und frühe Lorbeeren geerntet.

Nach einem solchen Auftreten ward er, in einer holländischen Stadt, von der tückischen Grippe erfaßt, auf ein kurzes Krankenlager gestreckt und jäh hinweggerafft. Nur wenige gaben dem Sarge des Wunderknaben das Geleit, zu dessen letzter Ruhe in fremder Erde. Seiner Mutter, die ihr einziges verlor, wollte fast das Herz brechen.

Wunderkinder sind Sorgenkinder. Einem flammenden Meteor gleich ziehen sie in kurzem Laufe über die Erde, um dann plötzlich wieder zu verlöschen. Einen Augenblick haben sie in überirdischem Glanze geleuchtet und der Welt ein wunderbares Schauspiel geboten, aber selber ein freudloses Dasein geführt und ihren Nächsten viel Opfer, viel Tränen gekostet.

J. Rinck.

Mondaufgang.

Nun stößt durch das nächtliche Dunkel
Ein silberner Strahl.
Aufspringt mit einemmal
Ein singender, klingender Reigen,
Welle um Welle bricht durch das Schweigen,
Silbern erglänzt schon das ganze Tal!

Rudolf Hägni.

Die Milchkanne.

Von Harald Spitzer.

Diese Geschichte ist an sich recht belanglos; aber ich möchte davon erzählen, weil sie ein Licht wirft auf zwei menschliche Eigenschaften, die man so selten findet und die so wichtig sind: Güte und Gerechtigkeit.

Professor Pirker, der in unserem Gymnasium Chemie lehrte, war ein solcher Mensch. Heute dürfte er wohl nicht mehr unter den Lebenden weilen. Die Erinnerung an ihn werde ich immer in Ehren halten.

Jetzt, wo ich ein eigenes Kind zu erziehen habe und weiß, wie schön und schwer das ist, muß ich noch oft an diesen Mann denken; an seine feine väterliche Art.

Wir Buben in der vierten oder fünften Klasse hatten in seinen Stunden nie das Gefühl von Zwang oder gar Vergewaltigung, im Gegenteil, es ging bisweilen sehr lustig zu; die Klasse lachte und befand sich in jener freien, aufnahmebereiten Stimmung, in der einem so vieles gelingt ...

Erich Gaischeg (heute ist er Landarzt mit einer gutgehenden Praxis) wohnte damals mit seiner Mutter auf einer kleinen Wirtschaft in der Nähe unserer Stadt. Der Junge hatte eine gute halbe Stunde bis zur Straßenbahn und von dort noch einmal so lang in die Schule.

Daher kam er auch öfters zu spät: mit erdbekrusteten, groben Schuhen, rotem, verschwitzten Gesicht, in der einen Hand die Schultasche, in der anderen eine große Milchkanne; so polterte er durch die Türe herein und brachte atemlos eine Entschuldigung vor.

Die Professoren, die dem Vorzugsschüler gut gesinnt waren und seinen weiten Schulweg kannten, nahmen ihm dies nicht übel.

Gaischeg stellte einen eigenartigen Typus dar: äußerlich unbeholfen und schwerfällig, mit beinahe schwachsinnigen Gesichtszügen, verfügte er über eine außergewöhnliche Lernbegabung und Intelligenz. Ein seelensguter Junge, in der Klasse und bei den Lehrern gleich beliebt. Er bestand sämtliche Prüfungen mühelos und ausgezeichnet.

Mit der Milchkanne hatte es folgende Bewandtnis: seine Großmutter, bei der er tagsüber blieb, wohnte in der Stadt; ihr brachte er immer nach der Schule die Milch.

Eines Tages nun, während der Chemiestunde, plagte mich großer Durst (die Schinkensemmeln beim Schuldiener waren, obwohl herrlich, sehr gesalzen).

Vor mir saß Gaischeg.

Neben ihm, am Boden, stand wie gewöhnlich die Milchkanne.

In einem unbemerkten Augenblick hatte ich mich dieser bemächtigt und trank nun in vollen Zügen das kühle nahrhafte Naß.

Mein Ehrenwort: an die liebe gute Großmama dachte ich dabei nicht eine Sekunde!